

JOHANNES SALTZWEDEL

LITERATUR OHNE BETRIEB?

Schon Homer ging – nehmt alles nur in allem – auf Lesereise; wahrscheinlich lebte er sogar davon. Nun war vielleicht Homer kein Literat. Catull aber, Chaucer, Cervantes, Corneille, Coleridge, Claudius und Canetti, um nur rasch ein paar im Regal Benachbarte zu nennen, waren es auf ihre Art gewiß, und jeder von ihnen hatte es mit einem eigenen Literaturbetrieb zu tun. Wer das von heute aus bedauert, hilft niemandem. Literatur ganz ohne Literaturbetrieb, reine Schöpfung oberhalb aller Milieus, paradiesische Freiheit von Markt und Meinung, dies sind essentialistische Autonomiefiktionen, zu denen sich unglückliche Erben der Romantik in Momenten des Weltschmerzes versteigen mögen. Die Romantiker selbst hingegen, oftmals virtuose Literaturbetriebswirte, wußten genau: Keiner ist zur Autorschaft gezwungen; wer davon leben will, der sollte wie in anderen Erwerbszweigen die Konsequenzen zu tragen bereit sein, widrigenfalls er es wie in anderen Professionen schwer haben mag.

Natürlich können solch harte Wahrheiten nicht jeden Exzeß heutigen Marketings, jeden plumphen Biographismus und jede Seilschaft auf dem Weg hinan zu Lob und Preis entschuldigen. Aber wie für das ästhetische Gebilde selbst, so gilt auch für den Betrieb drumherum: Dir kannst du nicht entfliehen. Betriebsnudeln – von der Milieuhure, die auf jeder Buchmesse nach den Kameras schießt, bis zum Versifex mit Designerbrille, der profanen Pöbel ostentativ meidet – geben auf den ersten Blick zu erkennen, daß ihre Wortschöpfungen vorwiegend ein Vehikel der Eigenliebe sind. Unterhaltssamer treten Kokette auf, die zwischen Seherposen, skandalösem Geraune, Herablassung und scheinbar exklusiver Verbindlichkeit eine gute Anzahl Register beherrschen, heute zur deutschen Nation und morgen von ihrer Hautcreme sprechen. Wer sich als öffentliche Figur noch ernster nehmen will, findet alles Einschlägige im Nobelpreisträgerfach unter Thomas Mann. Selbst für den Totalverweigerer aber gilt: Dasein, zumindest in der Literatur, heißt eine Rolle spielen, und sei es die des unbekanntes Gottes.

Litte ein Kunstwerk langfristig unter diesem uralten, von jeher medial angeheizten inszenatorischen Spiel, dann wären Zweifel an seinem ästhetischen Rang erlaubt. Wie klein aber muß jemand von einem Dichter den-

ken, wenn er tatsächlich meint, wahre Berufung lasse sich von derlei Äußerlichkeiten abhalten, zittere vor plumper Kritik oder gar Beifall aus unerwünschter Richtung? Wem ohne die von Jens Jessen mit Recht so genannte »Autonomie-Illusion« das Schreiben vergeht, der erweist mit seinem Verstummen inmitten der heutigen Flut publizistischen Ehrgeizes der Umwelt geradezu einen Dienst. Schließlich ist Literatur keine beschützende Werkstatt.

Dichtung als das Andere, Inkommensurable, zu Markt, Konvention und Alltagsrede Querstehende soll darum nicht aus den Köpfen verbannt sein. Wie sehr sie aber das Andere und zugleich das Eine, Rätsel und Lösung gleichermaßen sein kann, »diese sehr ernststen Scherze« entziehen sich naturgemäß »dem Dünenschutt der Stunden« (Goethe), ja überhaupt aller Geschäftigkeit, und zwar desto besser, je beiläufiger sie es tun.